





2 DIE EIGENE SICHTWEISE UND BILDER REFLEKTIEREN

In diesem Kapitel möchten wir etwas in Gang setzen und auslösen, das in einen Prozess übergeht. Wichtig bleibt am Ende weniger die Auseinandersetzung mit dem »Wie« als vielmehr mit dem »Warum«.

Foto: Martin U Waltz
(Aus der Serie »emptiness is form« zum Lockdown in Berlin 2020)

2.1 DIE EIGENE ROLLE REFLEKTIEREN

Jedes Foto reflektiert einen Standpunkt, ist aus einer bestimmten Sichtweise entstanden. Und typischerweise ist dieser Standpunkt dem Fotografen oder der Fotografin geschuldet, als sie die Kamera entsprechend positioniert haben.

Der Standpunkt und damit die Sichtweise der Kamera bestimmt, was wir auf dem Bild sehen und wie wir es sehen. Es ist eine der elementaren Entscheidungen, die du treffen musst. Und interessanterweise bietet die Foto-Industrie hierfür keine Hilfestellung und keine Automatik an. Du erfährst keine technische Unterstützung bei der Entscheidung.

Typischerweise steht die Kamera irgendwo, und das ist der physische Standpunkt. Von hier aus sieht die Kamera – und später die Personen, die dein Bild betrachten. Tatsächlich gibt es auch Bilder mit mehr als einem Standpunkt, wie das bekannte »Paris, Montparnasse« von Andreas Gursky (1993), das aus zwei Bildern mit unterschiedlichen Kamerapositionen zusammengesetzt ist.

Tatsächlich geht ein Standpunkt wesentlich weiter als die rein physisch-geografische Platzierung und Ausrichtung der Kamera in einem dreidimensionalen Koordinatensystem. Wie sagte doch der legendäre Landschaftsfotograf Ansel Adams: »Du machst ein Foto nicht einfach mit deiner Kamera. Du bringst in den Akt des Fotografierens alle Bilder, die du gesehen hast, die Bücher, die du gelesen hast, die Musik, die du gehört hast, und die Menschen, die du geliebt hast.« Kurz, wir fotografieren, was wir sehen, auf dem Hintergrund unserer Erfahrungen, Erlebnisse und damit unserer ganzen Lebensgeschichte.

Nun glauben wir gerne, dass wir alle besonders, wenn nicht gar einmalig sind. Und diese Sichtweise ist ja auf der individuellen Ebene verständlich und akzeptabel. Gleichzeitig sagen uns Natur- und Sozialwissenschaften wie Biologie, Medizin, Soziologie und Psychologie sehr klar, dass wir als Menschen nicht so unterschiedlich voneinander sind. Wir können tatsächlich in recht grobe Kategorien eingeteilt werden, und die Zugehörigkeit zu diesen Kategorien beeinflusst auf Gruppenebene unser Verhalten und unsere Sichtweise.

Wir denken, wir Fotografen sind in unserem visuellen Schaffen auch durch diese recht einfachen Kategorien beeinflusst. Und wir glauben, dass jeder, der sich fotografisch weiterentwickeln möchte, an und mit der Frage wachsen wird: »Was macht dieses Bild, dieses Motiv für mich attraktiv?«

Und wir stellen die Anschlussfrage: »Wie würde jemand aus einer Kategorie (Lebensalter, Nationalität, sexuelle Orientierung, Geschlecht etc.) dieses Bild wohl bewerten?«

Dabei sind die Fragen oder genauer das Stellen der Fragen wichtiger als die Antworten. Es geht um die Frage »Was treibt mich beim Fotografieren an? Was beeinflusst mich?« Es geht am Ende nicht darum, exakt zu prognostizieren, wie andere Gruppen dieses oder jenes Bild rezipieren werden. Viel wichtiger ist es, Abstand zu deiner eigenen Sichtweise zu entwickeln und sie damit bewusst und erkennbar zu machen.

Wenn du ein Bild aufnimmst, ist das entstandene Foto Ergebnis eines Dialogs zwischen deiner Sichtweise und der Szene, die du fotografierst. Und es ist die individuelle Sichtweise, die ein Bild spannend oder attraktiv macht.

Fehlt die individuelle Sichtweise, werden Bilder austauschbar. Dann sind dies beispielsweise typische Bilder eines westeuropäischen Straßenfotografen Anfang des 21. Jahrhunderts. Und die bildkundige Betrachterin wird denken: »Ganz nett, habe ich aber schon oft gesehen.«

Die Auseinandersetzung mit alternativen Sichtweisen dient nicht dazu, die eigene Sichtweise zu eliminieren, sondern diese tatsächlich zu schärfen und zu entwickeln. Viele Fotografierende wünschen sich ab einem gewissen Moment, einen eigenen Stil zu entwickeln, und denken darüber nach, welche – möglichst wiedererkennbaren – Bildelemente sie zukünftig verwenden möchten. Diese Herangehensweise zäumt das Pferd von hinten auf. Denn am Anfang jeder Stilfrage steht die Sichtweise. Es ist eine Sequenz von Fragen, die zum eigenen Stil führt.

VIER FRAGEN ZUM ENTWICKELN EINES EIGENEN STILS

Wie sehe ich als Fotografin/Fotograf die Welt in diesem Moment?

Diese Frage ist keineswegs banal. Und sie hat Implikationen für die Bildsprache. Sehe ich eine Welt voller Krisen und eine bedrohte Zukunft, werde ich sicher nicht mit einer polierten Instagram-Ästhetik arbeiten. Gleichzeitig gilt: Die Bildsprache allein schafft keine Bedeutung. Unterbelichtete Schwarzweißbilder mit hohen Kontrasten sind eben nicht automatisch bedeutungsvoll.

Als Gegenpunkt könnten wir anmerken, dass – wie Pia in ihrer Serie »Promenade Moments« – durch die Wahl der Farben und Inhalte bewusst und gezielt eine positive Sichtweise ausgearbeitet wird, selbst wenn die Welt zum Zeitpunkt der Aufnahmen nach einem schlimmen terroristischen Attentat auseinanderzubrechen schien.



2-1 Pias Serie »Promenade Moments« unterstreicht die Farben und Lebensfreude des Alltags auf der Strandpromenade. (PP)

Was möchte ich eigentlich zeigen?

Was ist mir wirklich wichtig? Was möchte ich bildlich erfahrbar machen? Dies können sehr abstrakte Themen wie »Die Bedrohung durch den Klimawandel« oder »Die Auswirkungen der Corona-Krise« sein. Spannend ist die Frage, ob ich ein Thema »offen« untersuche oder ob ich bereits Position bezogen habe. Als ich (Martin) beispielsweise im ersten Lockdown der Corona-Pandemie fotografiert habe, hatte ich keine Meinung dazu, ob die Lockdown-Maßnahmen angemessen oder ein Übergriff des Staates waren. Ich sah einfach eine unglaubliche und bisher unbekannte Veränderung des öffentlichen Raumes. Diese wollte ich zeigen.

Was möchte ich konkret fotografieren?

Erst jetzt geht es darum, Motive für die Bilder zu finden, also wirklich das Machen der Bilder vorzubereiten. Was genau möchte ich denn fotografieren? Die ersten beiden Punkte waren eher abstrakt und intellektuell, jetzt geht es tatsächlich darum, zu bestimmen, welche Bilder dem angemessenen visuellen Ausdruck meiner Gedanken entsprechen. Wohin, zu welcher Uhrzeit, mit welchem Licht kann ich mein Ziel erreichen?

Welche Bildsprache passt zu meiner Sichtweise, meinem Thema und letztlich zu mir?

Dieser Punkt reflektiert das, was viele mit »Stil« bezeichnen, also eine wiedererkennbare, klare fotografische Handschrift. Es geht hier um die fotografische Handschrift, die Bildsprache. Im 5. Kapitel nehmen wir das Thema Stil noch einmal auf. Beispielsweise könntest du dich fragen: Sind meine Bilder sehr klassisch durchkomponiert oder eher schnappschussartig?

Dieser visuelle Stil basiert zwangsläufig auf einer Sichtweise, einem abstrakten thematischen Interesse und auf der Vorstellung, mit welchen Bildern du dieses Thema füllen willst.

Ist es gut, einen eigenen Stil gefunden zu haben?

Die Antwort lautet wie so oft: »Man weiß es nicht ... es kommt darauf an ...« Ein Thema mit einer konsistenten und passenden Bildsprache umzusetzen, ist eine erstrebenswerte fotografische Leistung. Als Ergebnis steht ein Thema, das visuell gut umgesetzt wurde. Wir sehen eine Serie und haben das Gefühl, hier passt alles – und zwar ganz abgesehen davon, ob uns das Thema besonders interessiert oder die gewählte Bildsprache uns gefällt. Im Zweifelsfall bleibt der Eindruck von »Ist nicht meins, ist aber gut gemacht«. Und das ist immer ein Zeichen, dass die Fotografin ihr Handwerk verstanden hat, als sie Bildsprache und Thema zusammenführte.

Der einmal gefundene Stil hat aber auch eine Schattenseite: Die formale Wiedererkennbarkeit mag nicht mehr vertraut wirken, sondern beginnt zu langweilen. Dies gilt umso mehr, wenn auch inhaltlich ähnliche Fragestellungen bearbeitet werden. Schnell schleicht sich das Gefühl ein, immer das gleiche Bild oder die gleiche Serie zu sehen.

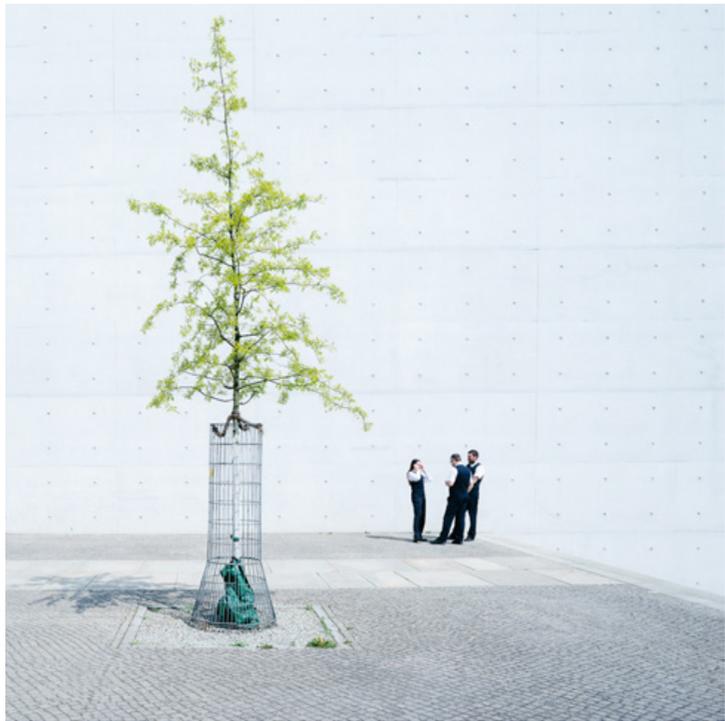


2-2 Die Leere des Lock-downs - wenn es die menschliche Form nur noch als Wandbild gibt. (MUW)



2-3 Corona-Lockdown: Leere wird Inhalt. (MUW)

2-4 Die »berlin flat white«-Serie mit einheitlicher Bildsprache (MUW)



Die »berlin flat white«-Serie ist über einen Zeitraum von knapp zwei Jahren entstanden. Bei der Erstellung und Bearbeitung habe ich (Martin) sehr auf eine einheitliche Bildsprache geachtet:

- ▶ flache Perspektive
- ▶ sehr präzise Komposition
- ▶ quadratisches Bildformat
- ▶ kühle, helle Farben

Eine einheitliche Bildsprache und ein eng gefasstes Thema führen zu einer visuellen Einheitlichkeit der Serie, auch wenn sich Jahreszeiten, die konkrete Lichtsituation und die jeweils verwendeten Kameras und Objektive unterscheiden. Wichtig ist jedoch: Diese Bildsprache habe ich für die »berlin flat white«-Serie gewählt. Es ist nicht meine einzige Bildsprache. Für andere Serien habe ich eine ganz andere Bildsprache gewählt bzw. mir erarbeitet.

Künstler wie Pablo Picasso können wir bewundern, denn sie haben sich in verschiedenen Schaffensphasen ganz unterschiedlich ausgedrückt, sodass kaum von einem einheitlichen Stil gesprochen werden kann. Die Welt ist bunt und wir sind es auch. Und beide – also die Welt und wir – verändern sich laufend. Warum sollten wir uns dauerhaft auf eine bestimmte Formen- oder Bildsprache beschränken?

DIE MÄNNLICHE SICHTWEISE UND EIN PAAR GEDANKEN ZUM THEMA »SEHEN« AN SICH

Sehen und fotografieren Männer anders als Frauen? Gibt es so etwas wie eine typische Männer-Sichtweise? Sieht Streetfotografie von Männern anders aus?

Männer und damit das männliche Werk sind in der Welt der Streetfotografie wesentlich präsenter als Frauen gewesen, auch wenn Frauen, wie bereits erläutert, von Anfang an die Streetfotografie mitgeprägt haben. Die zusätzliche Frage lautet also: Ist die Streetfotografie, wie wir sie kennen, der Ausdruck einer männlichen Sichtweise?

Lass uns einen Moment zurückgehen und überlegen, wie wir sehen. Wenn wir sagen, wir sehen mit den Augen, dann ist das richtig und gleichzeitig unzulässig verkürzt. Netzhaut und Sehnerv (also die sehenden Teile des Auges) sind Bestandteil des Gehirns. Wir sehen also mit dem Gehirn. Und unser Gehirn ist eine Sinn-Mach-Maschine. Eine Form erkennen wir als Baum, eine andere Form ist ein Tisch, und dies ist ein Mensch und so weiter.

Wer jemals in der Dämmerung durch eine unbeleuchtete Landschaft gelaufen ist, wird gemerkt haben, wie unser Gehirn zu Hochleistung auffährt, um aus all den Konturen im Halbdunkeln Sinn zu machen. Wir alle haben uns schon vor Dingen erschrocken, weil unser Gehirn ein völlig harmloses visuelles Ereignis als bedrohlich markiert hat.

Sehen wir uns das folgende Bild mit dem Namen »Meine Frau und meine Schwiegermutter« an. Je nach Sichtweise können wir eine junge Frau mit ab-